

Die Papuastämme an der Geelvinkbai (Neuguinea).

Von Missionar J. L. van Hasselt in Mansinam.

II.

Die Missionare fanden bei ihrer Ankunft in Neuguinea den Begriff eines höheren Wesens bei den Papuastämmen der Doreh-Bai vor, indem sie den von den Eingeborenen gebrauchten Ausdruck „Manseren Nanggi“ (Herr des Himmels) in diesem Sinne deuteten. Sie bedienten sich nun dieser Worte zur Bezeichnung des christlichen Gottesbegriffes, mit der kleinen Umwandlung in „Manseren Allah“ (Herr Gott), und dies war wohl angebracht; denn der Papua verbindet mit dem Ausdruck „Manseren Nanggi“ sehr unbestimmte, nebelhafte Vorstellungen. Der Ausdruck steht vielleicht im Zusammenhang mit der Sage von einem gewissen Zauberer, dessen Rückkehr das Volk erwartet und den man auch mit dem Namen „Manseren kobéna“ (unser Herr) bezeichnet. Weder von Monotheismus noch von Polytheismus kann bei diesen Papuastämmen die Rede sein. Ihr Gemütsleben äußert sich darin, daß sie die Geister der Verstorbenen im allgemeinen anbeten, und im einzelnen, daß jede Familie ihren Toten Verehrung erweist. Auch sind noch einzelne Spuren von Naturvergötterung vorhanden, deren Bedeutung den Eingeborenen entfallen ist und welche Nachklänge eines längst verflossenen Zeitabschnittes zu sein scheinen.

Besucht man die Dörfer der Strandbewohner, so findet man hier und da Häuser, deren Dachform von der sonst üblichen abweicht, und bei denen die Pfosten mit Schnitzereien bedeckt sind, was bei gewöhnlichen Häusern nicht vorkommt. Ein solches Haus wird mit dem Namen „Rum Sram“¹⁾ (islamitisches Haus) bezeichnet. Die Dachform erinnert etwas an die eines Minaret. Von einer „Missighit“ (Moschee) unterscheidet sich ein solches Haus dadurch, daß an seiner Innen- und Außenseite sich geschnitzte Figuren befinden, welche näher zu beschreiben ihr unsittlicher Charakter verbietet. Diese Bilder — Mon genannt — stellen die Urahnen dar und deuten auf die Entstehung des Stammes hin. Jedes Bild hat seine besondere

1) Eigentlich sollte es heißen „Slam“; aber der Papua spricht das L wie R aus.

Bezeichnung; da ist zunächst in solch einem Hause eine männliche Figur, namens Sawari, dann eine weibliche, Koibien genannt, und eine kleinere Figur, Kingini, welche ein Kind vorstellen soll. Außerdem hat man auch noch geschnitzte Bilder mit Namen Bannami, Korombobi, Kowini, Mamboki und Bauwé. Stürzt ein solches Haus ein, so wird es unter festlichen Gesängen und Tänzen wieder aufgebaut und nach seiner Vollendung mit Grün und Kokosnüssen geschmückt; letztere sollen die Stelle der Schädel vertreten, welche dort in alten Zeiten als Beweise der Tapferkeit aufgehangen wurden. Unter dem Schutz solcher Bilder hält sich jeder Papuastamm für geborgen. Ließen sie ein solches Haus verfallen, so würden sie die Toten erzürnen, und darum muß der „Adat“ (Herkommen, Sitte) in Ehren gehalten werden. In diesen Häusern schlafen übrigens die unverheirateten Männer und Jünglinge.

Jede Familie hat ihren besonderen Korwar, eine nach dem Muster des Mon geschnitzte, aber wesentlich kleinere Figur, bei welcher gewöhnlich Schamlosigkeiten vermieden werden. Ein solcher Korwar bildet das Medium, durch welches der Geist eines Abgeschiedenen mit seinen Hinterbliebenen in Verbindung steht. Der Papua nennt daher ein solches Bild auch Vater oder Mutter und identifiziert es mit dem betreffenden Toten. Die Figur wird mit bunten Lappen geschmückt; man bietet ihr Tabak an und verrichtet vor ihr den Sembak, eine Grußform, bei welcher der Papua sich zur Erde neigt und die festgeschlossenen Hände an die Stirn preßt; bei wichtigen Angelegenheiten fragt man den Korwar auch um Rat. Der Hausvater oder irgend ein „Konoor“ (Zauberer) nimmt nach der eben erwähnten Ehrenbezeugung die Figur in die Hand, redet sie an und erkundigt sich, ob man bei dem, was man vorhat, z. B. einer Reise oder beim Treppang- und Schildkrötenfang, Glück oder Unglück haben wird, ob ein krankes Familienglied genesen wird u. s. w. Antwortet der Korwar nicht, dann ist alles in Ordnung; spricht er dagegen, d. h. kommt es dem Fragenden vor, als ob die Figur sich bewege, so sieht die Sache bedenklich aus. Besonders in Krankheitsfällen wird derselbe fleißig zu Rate gezogen. Einst fand ich beim Besuche einer schwerkranken Frau am Kopfe ihres Lagers 4 oder 5 Korwars befestigt. Auf meine Fragen, ob diese alle ihr gehörten, lautete die naive Antwort: „Nein, meine Verwandten und Freunde sind so gut gewesen, mir einige zu borgen.“ Ausgediente Korwars aus früheren Zeiten haben ihre Kraft eingebüßt und können verkauft werden. Auch liefert der Eingeborene gegen Bezahlung Modelle.

Ein anderer Gegenstand des Aberglaubens ist das Amulet. Dies besteht aus einem Hölzchen, dessen oberes Ende die Form eines roh ausgeschnitzten Gesichtes hat. Gewöhnlich sind sie in ein Lappchen eingehüllt, sei's um ihren Wert damit anzudeuten, oder um sie vor Berührung mit der profanen Welt zu bewahren. Es werden ihrer manchmal 5 oder 6 und mehr um den Hals getragen. Das eine gewährt Glück bei der Sklavenjagd; ein anderes schützt

vor dem schädlichen Einflusse, den Fremde ausüben könnten; ein drittes verjagt den drohenden Sturm und man kann wohl den glücklichen Besitzer eines solchen Amulettes damit beschäftigt sehen, dasselbe drohend gegen die dunklen Wetterwolken zu schwingen; ein viertes schützt gegen den „Manoïn“. Sie werden daher auch besonders vor Antritt einer größeren Reise gebraucht, als unentbehrliche Talismane für Leute, in deren Augen die ganze Natur, die beseelte sowohl als die unbeseelte, mit übernatürlichen bösen Mächten erfüllt ist.

Daß unter den Papua große Gespensterfurcht herrscht, läßt sich begreifen. Schon am Tage gehen sie an einem Grabe ungeruht vorbei; des Nachts würden sie es um keinen Preis thun. Denn dann streifen die Toten auf der Suche nach Gambier und Tabak umher, fahren auch wohl mit einer Prau hinaus aufs Meer. Einige Verstorbene, vor allem die sogenannten „Mambrie“ (Helden), flößen ihnen ganz besondere Furcht ein. In solchen Fällen hört man einige Tage nach dem Begräbnis gegen Sonnenuntergang gleichzeitig in allen Häusern sämtlicher Kampongs (Dörfer) einen entsetzlichen Lärm, ein Gellen, Schreien, Pochen und Werfen mit Stöcken; glücklicherweise dauert eine solche Produktion nicht lange; der Zweck derselben ist der, daß der Geist sich entfernen soll; man hat ihm gegeben, was ihm zukommt, nämlich ein Grab, eine Trauermahlzeit und Trauerschmuck, und nun ersucht man ihn, daß er sich nicht weiter bemerklich macht, daß er den Überlebenden keine Krankheit „anbläst“ und sie nicht tötet oder „holt“, wie sich die Papua ausdrücken.

Ihre Vorstellungen von der Geisterwelt sind sehr verschwommen. Ihre gewöhnliche Antwort auf dahin zielende Fragen lautet: „Wir wissen es nicht.“ Was man noch am ehesten aus ihnen herauslocken kann, ist die Annahme, daß sich das Geisterreich unter der Erde und unter dem Meeresboden befindet. Es ist dort alles wie in der Oberwelt, nur ist die Vegetation dort unten kräftiger, und alle Gewächse entwickeln sich schneller. Die Furcht vor dem Tode und das ratlose Jammern um die Verstorbenen deuten darauf hin, daß jenes nebelhafte Schattenreich den Papua beim Abscheiden von dieser Welt wenig Tröstliches bietet.

Wir erwähnten bereits einige Überbleibsel von Naturvergötterung, als zur Religion der Papua gehörig. So stößt man auf Spuren des altasiatischen Sterndienstes, indem die Eingeborenen bei einigen Gelegenheiten den Mond anbeten. Wenn die Männer auf der Reise nach Tidore oder Ceram sind, so versammeln sich zur Zeit des Neumondes deren Frauen und Schwestern und beginnen ungefähr um 1 Uhr nachmittags unter Begleitung des Tifa (Gong) zu singen. Dieser Gesang währt bis zum Sonnenuntergang, ja bisweilen die ganze Nacht hindurch. Erblicken sie dann die Sichel des Neumondes, so erheben sie ein lautes Freudengeschrei. Nach der Ursache davon befragt, geben sie zur Antwort: „Unsere Lieben sehen den Mond auch, und nun wissen wir, daß es ihnen gut geht.“

Sie behaupten gleichzeitig, daß, wenn sie im Singen lässig wären,

Krankheit und Tod die Ihrigen treffen würde. Der Mond scheint somit als Schutzgottheit angerufen zu werden, obschon sie selbst die Bedeutung derartiger Zeremonien vergessen haben und nur noch das nachmachen, was sie von ihren Vorfahren überkommen haben. Auch geht unter ihnen die Sage, daß der Mond von einer Frau, namens Nekkinawwi, bewohnt werde, die sich dort mit dem Weben von Säcken beschäftige.

Vielleicht steht diese in bloße Formen ausgeartete Naturvergötterung, deren tiefere Bedeutung verloren gegangen ist, in Verbindung mit vielen im Gefolge des Ackerbaues einhergehenden abergläubischen Gebräuchen. So ist es z. B. verboten, auf einen Baum zu klettern, von dem aus man eines anderen Reisacker übersehen kann; denn dann mißrät der Reis; man darf keinen Kalk brennen; denn die dabei sich bildenden Rauchwolken verursachen entweder eine Mißernte oder große Dürre. Fällt jemand seinen Sagobaum, so darf kein Unberufener zuschauen; denn dann verdirbt der Sago. Beim Anlegen einer Plantage wird keine schwangere Frau zugelassen, weil sonst die Wildschweine das Gepflanzte wieder vernichten würden. Die Papua, in ihrer Unkenntnis eines lebendigen Gottes, bevölkern dafür Erde und Luft, Land und Meer mit geheimnisvollen, böartigen Mächten, die an Steinen und Bäumen oder in Menschen ihre Wohnstätte aufschlagen und allerlei Unglück, vor allem Krankheit und Tod, verursachen. Eine solche Macht ist der „Manoïn“, welcher die Veranlassung wird, daß junge oder noch in voller Lebenskraft stehende Menschen krank werden und sterben. Es läßt sich nicht sicher bestimmen, was für genauere Vorstellungen die Eingeborenen mit der Bezeichnung „Manoïn“ verbinden, weil die Mitteilungen darüber sehr auseinandergehen. Manchmal sollte man meinen, daß die Papua darunter einen böartigen Zauberer verstehen; aber da ein „Manoïn“ auch in einem Baum seine Wohnung aufschlagen kann, liegt die Annahme näher, daß es sich hier um einen Dämon, einen bösen Geist handelt. Merkwürdig ist dabei, daß der Manoïn auf der Insel Manaswarie nicht erscheint, während er sich auf der Festlandküste überall bemerklich macht. Aus dem Munde eines alten Papua vernahm ich folgende Äußerung: Diese Wesen locken durch ihren Gesang den Vorüberfahrenden ans Land; gelingt dies, so schlägt der Manoïn dem Bethörten alsbald den Kopf ab, legt ein Zaubersteinchen zwischen Kopf und Rumpf und setzt dann beide wieder zusammen. Der Wiederbelebte muß nun nach dem Gutdünken des Manoïn tanzen; danach kann er in seine Heimat zurückkehren, wo er indes bald erkrankt und stirbt. Dieser Aberglaube giebt gleichzeitig Veranlassung zu Menschenraub und Blutvergießen. Nach der Annahme des Papua stirbt kein Mensch in der Blüte seines Lebens; stets ist der Manoïn von diesem oder jenem Ort auf dem Festlande, auf den Arfakbergen oder in Amberbaken daran schuld.

Zu einer anderen Gattung von Plagegeistern gehören die „Faaknik“, welche Felsen und Höhlen am Strande bewohnen und Unwetter, Sturm oder Regenböen verursachen. Bei stürmischem Wetter war ich

Zeuge davon, wie die Papua mit ihren Rudern Streiche in die Luft gegen den unsichtbaren Feind führten, weil nach ihrer Meinung ein Faaknik seine Höhle verlassen hatte und sich in der Luft umhertrieb.

Denkt man hier unwillkürlich an den Gott Thor der alten Germanen, so wird man ferner an das altnordische Heidentum erinnert durch den papuanischen Glauben an den „Narwur“ oder „Narwojé“. Dieser hat seinen Wohnsitz in den Nebelschwaden, welche über dem Waldlande lagern. Er ist ein Kinderfreund und tötet die Kleinen, um sie bei sich zu haben. Kleine Kinder werden durch den Tod sein Eigentum. Man legt deshalb die Leiche in eine Kiste und setzt dieselbe in das Astwerk eines Baumes, in der Hoffnung, daß nun der Narwur befriedigt ist und dafür die übrigen Kinder oder die Nachfolger des verstorbenen Kleinen am Leben lassen wird. In der Nacht läßt sich der Unhold manchmal in Gestalt eines kleinen, langbärtigen Mannes sehen, also eine Art Zwerg oder Kabautermännchen.

Daß auch der Hexenglaube hier zu Lande heimisch ist, liegt nahe genug. Merkwürdigerweise aber bezeichnet man die Hexen nicht mit einem Papuawort, sondern giebt ihnen den malaiischen Namen „Swangie“. Der Hexerei verdächtig sind meistens Frauen, und zwar keine freien, sondern stets Sklavinnen. Infolge ihrer Zauberkünste werden die Menschen krank und sterben. Ist durch ein Gottesgericht eine Unglückliche zur Swangie gestempelt worden, so wird dieselbe auf einer mit Sklaven bemannten Frau schnell aufs Meer hinaus gerudert, dort mit Speerstichen getötet und ins Wasser geworfen. Aus der Leiche kommen nun nach der Annahme der Eingeborenen Schlangen, Skorpione und Tausendfüße hervorgekrochen, unter welchen Gestalten die bösen Geister im Körper einer Hexe hausen. Vor 16 Jahren wurde hier in Mansinam eine Swangie auf die eben beschriebene Weise getötet; als die Papua ein paar Jahre darauf eine ähnliche Exekution vorhatten, gelang es uns, gegen Zahlung eines Lösegeldes die betreffende Frau an Bord eines gerade vor Anker liegenden niederländischen Schiffes in Sicherheit zu bringen.

Ich reihe hier gleich das an, was die Papuasage über den Ursprung des Nufoorschen Stammes zu berichten weiß, eine Überlieferung, hinter welcher jeder, für den „Manseren kobéna“ (unser Herr) sich ausgebende Betrüger Deckung findet. Auf der Insel Méjokwondi oder Auki, welche zur Bosnik-Gruppe gehört, lebte vor vielen Jahren ein alter Mann mit Namen Mansaarnakri. Im Besitz einer Anzahl Sagoweerbäume, verdiente er seinen Lebensunterhalt durch den Verkauf des berauschenden Sagoweersaftes. Zu seinem Verdruß und Schaden bemerkte er, daß öfters seine Sammelschalen ausgetrunken waren, wenn er sie vom Baume nehmen wollte. Da niemand aus seinem Dorfe etwas Näheres über die Dieberei wissen wollte, nahm er sich vor, zu wachen, und war dann auch so glücklich, den Dieb zu erwischen, welcher niemand anders als die „Samfari“ (der Venusstern) war. Als Preis für ihre Freilassung gab sie

dem alten Manne ein Zauberhölzchen, dessen Besitz seinen Inhaber zu allem verhalf, was er begehrte. Außerdem empfing er von ihr noch den sogenannten „Marisbon“, ein Zaubermittel, welches die Eigenschaft hatte, daß jedes von ihm berührte Mädchen Mutter wurde. Der Alte machte kein Aufhebens von dem ihm zuteil gewordenen Schatze, beschloß aber, denselben auf seine Wirksamkeit hin zu erproben. Bei Gelegenheit eines Tanzfestes warf er den Marisbon nach einem Mädchen, welche danach einen Sohn gebar, den sie Konori nannte. In der Familie des Mädchens erregte die Angelegenheit natürlich großes Mißfallen, und da die junge Mutter über den vermeintlichen Verführer keine Auskunft geben konnte, mußten alle Männer und Jünglinge an ihr vorübertanzen, worauf sie dann zu einem Geständnis gezwungen werden sollte. Als bei dieser Gelegenheit auch der alte Mansaarnakri, der seinen Namen inzwischen mit dem neuen „Manggundi“ (d. h. Er selbst) vertauscht hatte, zugegen war, hörte man mit einem mal das Wunderkind „Konori“ (Vater) rufen. Nunmehr erzählte der Alte sein Abenteuer mit dem Morgensterne und heiratete Konoris Mutter. Übrigens war diese Partie nicht nach dem Geschmacke der Familienangehörigen des Mädchens, da der Mann von dem Zauberholz keinen Gebrauch machte; wenigstens behielt er seinen abgelebten, grindbedeckten Körper, und ebensowenig entsprach sein Besitz dem merkwürdigen Abenteuer, das er gehabt hatte. Als er nun sich durch Handel etwas verdienen wollte, machten ihm die Leute im Dorfe das Leben so sauer, daß er den Entschluß faßte, fortzuziehen. Auch seine junge Frau war damit einverstanden; nur plagte sie die Neugierde, wie er dies wohl anfangen werde, da er keine Frau besaß.

Manggundi aber setzte vorher noch seine Dorfgenossen wegen ihrer schlechten Aufführung zur Rede und prophezeite, daß sie zur Strafe für die ihm zugefügte Unbill sich untereinander entzweien und ums Leben bringen würden. Darauf ging er an den Strand, zeichnete mit seinem Talisman die Figur einer Frau in den Sand, und alsbald lag ein solches Fahrzeug am Ufer. Wohl machten seine Landsleute noch den Versuch, die Frau aufs Trockene zu ziehen, aber es half ihnen nichts; denn kaum hatte der alte Mann mit seiner Frau, deren Schwester und seinem Söhnchen Konori darin Platz genommen, so glitt das Fahrzeug unbehindert durch die Wellen. Der Kurs ward auf Nufoor gerichtet, welches damals eine sehr kleine, von hohen Felsen umschlossene Insel war. Wohl verstand es Manggundi, durch mehrmaliges Stampfen mit seinem Fuße die Insel zu vergrößern, aber das Leben auf derselben war zu einsam, so daß die Mutter Konoris sich hier gar nicht heimisch fühlte und besonders für ihr Söhnchen einen Spielkameraden vermißte. Der Zauberer wußte auch dafür Rat. Eines Morgens begab er sich in die Nähe des Strandes, steckte 4 Hölzchen in die Erde und zog ebenso viele Streifen im Sande, von denen sich die ersteren in bewohnte Häuser, die letzteren in Frauen verwandelten. Die 4 Häuser bildeten den Grundstock zu den auf Nufoor gelegenen Kampongs Rumberpon, Anggradifu, Rumansra und Rumberpur.

Die Frau war nun wohl froh darüber, daß die Einsamkeit dem Verkehre und heiteren Festen gewichen war, aber es war ihr doch immer noch etwas Unangenehmes, daß ihr Mann so alt und grindbedeckt war. Manggundi, der dies wohl merkte, ging eines Tages in den Wald von Snarijori; hier wollte er seine Verjüngung vornehmen, welche die Kraft des Zauberhölzchens aufs neue beweisen und seiner Frau eine freudige Überraschung gewähren sollte. Der Alte machte ein Feuer von Eisenholz an, und als die Flammen emporloderten, stürzte er sich in die Glut; alsbald fiel seine verschrumpfte Haut ab; der abgefallene Schorf verwandelte sich in kupferne Schüsseln, schöne Korallen, goldene und silberne Armbänder und dergleichen mehr; aus der Lohe aber schritt Manggundi als schöner Jüngling wieder hervor, schmückte sich mit einigen der genannten Zierraten und kehrte in seine Wohnung zurück, wo ihn seine Frau und Schwägerin gar nicht wieder erkannten; nur der kleine Konori rief: „Da kommt der Vater!“ Den beiden Frauen wollte dies nicht in den Sinn; ja Konoris Tante riet ihrer Schwester, den jungen Mann gar nicht ins Haus einzulassen, weil sonst der Alte eifersüchtig werden könnte. Als aber Manggundi ihnen den Hergang seiner Verjüngung auseinandersetzte und sie mit hinaus an den Platz nahm, wo die Reste des Scheiterhaufens und die Kostbarkeiten noch zu sehen waren, ließen es die Frauen nicht an Freudenbezeugungen fehlen. Brauchte man sich doch nicht einmal die Mühe zu nehmen, die Wertstücke nach Hause zu tragen, da sie von selbst den Weg dahin nahmen.

Der von ihm geschaffenen Bevölkerung eröffnete Manggundi die angenehme Aussicht, daß sie nicht mehr zu arbeiten brauche, sondern von ihm mit allem Nötigen versehen werden solle. Als aber der vorhandene Vorrat von Lebensmitteln abzunehmen begann, fuhren die Leute, jener Zusage uneingedenk, auf ihren Prauen von der Insel fort, um auswärts Einkäufe zu machen. Im Ärger darüber zog Manggundi mit seiner Familie von Nufoor hinweg, nachdem er zuvor die Nufooresen zur Strafe für ihr Mißtrauen und ihren Ungehorsam dazu verurteilt hatte, ihren Lebensunterhalt fortab erarbeiten zu müssen. Wohin er gegangen ist, davon schweigt die Sage. Darin aber sind die Nufooresen mit den übrigen Papuastämmen eines Glaubens, daß Manggundi wiederkehren wird. Tritt dies ersehnte Ereignis ein, dann brauchen sie nicht mehr zu arbeiten oder den Tod zu fürchten; das einzige, was sie dann noch zu thun haben werden, ist Essen und Trinken.

Woher stammt diese Sage? Die Frage ist sicher nicht leicht zu beantworten. Hier und da treten Spuren zu Tage, die fast an eine Art Messiaserwartung erinnern; doch paßt dazu ganz und gar nicht die Selbstverbrennung des Manggundi, welche mehr an indische Quellen erinnert. Eins ist sicher, daß mit dieser Überlieferung faulenzenden Betrügnern, welche auf die Leichtgläubigkeit der großen Menge spekulieren, eine reiche Erwerbsquelle erschlossen ist. Von Zeit zu Zeit — letzthin auf Beak, dicht bei der Insel Mejokwondi —

tauchen Betrüger auf, welche vorgeben, Manggundi oder wenigstens seine Vorläufer zu sein. Durch ihre Prahlereien und ihr großsprecherisches Wesen wissen sie sich bei ihren Landsleuten Eingang zu verschaffen; so stellen sie z. B. die verschiedensten Wunderthaten in Aussicht; sie geben vor, daß sie Tote auferwecken, Greise durch den Rauch des Feuers verjüngen, Reichthaler und blauen Kattun aus dem Meere herausfischen können, und was dergleichen Narrensposen mehr sind. Von allen Seiten strömt das Volk herbei, bringt dem redegewandten Zauberer Sklaven, Frauen und sonstige Geschenke und findet zuletzt, daß es schmähslich betrogen ist; aber sobald nach Verlauf einiger Zeit ein neuer Lügenprophet auftaucht, geht die Tragikomödie von neuem los.

Was den Ursprung des Inselnamens Nufoor anlangt, so berichtet die Sage, daß den Insulanern das Feuer unbekannt war, bis ein Zauberer (Manggundi oder ein anderer?) sie lehrte, durch Aneinanderreiben zweier Hölzer Feuer anzuzünden. Erfreut über den Erfolg der neuerworbenen Fertigkeit riefen die Leute „Nu foor!“ d. h. wir (haben) Feuer. Für die Insel Nufoor kommen auch die Bezeichnungen Mesoor oder Masoor vor; da sich letztere aus der Sprache des Volkes nicht erklären lassen, so scheint mir Nufoor der allein richtige Name zu sein. Die meisten hiesigen Ortsnamen haben nämlich eine Nebenbedeutung, so lautet z. B. die Übersetzung von Manaswari: „Die Vögel haben es lieb“; von Meoswaar: „Wasserinsel“ — nach seinen vielen Bächen; von Meosrobi, einer Insel bei Amberpoon: „Nachtinsel“, weil hier die Reisenden auf ihren Fahrten zu übernachten pflegen.

Kleinere Mitteilungen.

Landwirtschaftliches aus dem Westen des Togogebietes. —

Wir geben im Folgenden noch einen weiteren Beitrag zur Kenntnis der Evhe-Neger im Berglande Avatime aus der Feder des Missionar H. Spieth (vergl. „Monatsblatt der Norddeutschen Missionsgesellschaft“, Jahrgang 1890, S. 36 f.):

Der Ackerbau spielt in Avatime noch eine größere Rolle als bei den Nachbarstämmen der Evheer. Es giebt dort zwei größere Saatzeiten: erstens die Frühjahrssaat, die in die Monate Februar bis Ende Mai fällt, und zweitens die Sommersaat, die in die Monate Juli und August fällt. Im Februar werden die verschiedenen Küchengemüse, als Erdnüsse, Kaschokkeln, Suppenäpfel (die garden-eggs der Engländer), Pfeffer, Zwiebeln, Spinat, süße Kartoffeln, Bohnen u. s. w. so eingesät, daß jeder Sorte womöglich ein besonderer Ackertheil zugewiesen ist. Diese Fröhsaat wird hauptsächlich von den Frauen besorgt, welche gewöhnlich grasbewachsene, humusreiche Plätze für die Anlage ihrer Acker wählen. Nachdem das Gras umgehackt ist, bleibt der Acker einige Zeit liegen, worauf sie dann, meist nach

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft für Thüringen zu Jena](#)

Jahr/Year: 1891

Band/Volume: [9](#)

Autor(en)/Author(s): van Hasselt J. L.

Artikel/Article: [Die Papuastämme an der Geelvinkbai \(Neuguinea\) 99-106](#)